

 SpringerWienNewYork

Erich Schützensdorf

Wer pflegt, muss sich pflegen

Belastungen in der Altenpflege meistern

Zweite, erweiterte Auflage

SpringerWienNewYork

Dipl. Päd. Erich Schützendorf
Tönisvorst, Deutschland

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2006 und 2010 Springer-Verlag/Wien
Printed in Germany

SpringerWienNewYork ist ein Unternehmen von
Springer Science + Business Media
springer.at

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Buch berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen. Eine Haftung des Autors, des Übersetzers oder des Verlages aus dem Inhalt dieses Werkes ist ausgeschlossen.

Umschlag: WMX Design GmbH, Heidelberg, Deutschland
Typografie und Satz: Michael Karner, www.typografie.co.at
Druck: Strauss GmbH, Mörlenbach, Deutschland

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier – TCF
SPIN: 12703661

Mit 34 Farbabbildungen
Fotos: Werner Krüger

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-211-29135-1 1. Aufl. SpringerWienNewYork
ISBN 978-3-211-99654-6 SpringerWienNewYork

Vorwort zur zweiten Auflage

Während eines Urlaubes in Mittelitalien fiel mir auf einem Campingplatz, der überwiegend von einheimischen Dauercampers belegt war, ein Stellplatz besonders ins Auge. Der Wohnwagen mit Vorzelt und diversen Vorbauten wurde von einer etwa 70jährigen Frau und, wie sich herausstellte, deren über 90jähriger pflegebedürftiger Mutter bewohnt. Die Mutter schlief in dem Wohnwagen und lag tagsüber in einer großzügigen Liege im Vorzeltbereich. Sie schien genügsam und ansonsten genau zu wissen, was sie wollte. Das, was sie wollte, war nicht viel, aber man konnte deutlich erkennen, dass die Tochter parat stand, wenn Mutter sich äußerte. Die Abläufe waren offensichtlich eingespielt und beide machten einen durchaus zufriedenen Eindruck. Die Tochter entfernte sich selten von der Mutter, nahm sich dann aber viel Zeit, um die welken Blüten in den benachbarten Sträuchern zu pflücken, das notwendige Wasser zum Begießen der Blumen zu holen oder im Kiosk einzukaufen. Dann plauderte sie mit den anderen meist älteren Campers über dies und das. Richtig alleine waren die beiden nie. Die anderen Camper hatten sie im Auge. Es hätte nichts mit der Mutter passieren können, ohne dass es bemerkt worden wäre. Man mischte sich ein und nahm, je nachdem, mal Partei für die Tochter, mal für die Mutter. So war alles im Lot.

Zwei Dinge scheinen mir an diesem Urlaubserlebnis bemerkenswert.

1. Mutter und Tochter hatten sich einen Ort ausgesucht, in dem üblicherweise keine Pflege stattfindet. Aber genau das machte den Zauber aus. Offensichtlich gelingt Leben und Pflege dort am besten, wo sich beide, der Pflegenden und der Gepflegten aufgehoben und wohl fühlen.
2. Die Pflegebeziehung war nicht von Qualität, Standards, vorgeplanten Ritualen, Sicherheitsbestimmungen, Dokumentationen und Kontrollen bestimmt, sondern von Spontaneität, Unvollkommenheit, Überraschungen, Fehlverhalten und einem abwechselnd herzlichen und dann schroffen Ton.

Was, so frage ich mich, kann man von diesem Zauber einer normal gelebten Pflegebeziehung an einem ungewöhnlichen Ort in die professionalisierte und institutionalisierte Pflege hinüberretten?

Offensichtlich bin ich mit meinen Träumen von einer Altenpflege, bei der es den beteiligten Personen gut geht, nicht alleine. Ich treffe immer mehr MitarbeiterInnen, die den Mut haben, ihre lustvollen und kreativen Seiten zu entdecken, die Ungewohntes probieren und sich selbst verwöhnen. Einige gehen ganz ungewöhnliche Wege, aber die meisten wollen es dann doch nicht übertreiben und sind stolz, dass sie kleine Schritte gewagt haben:

Ich ziehe mir zwischendurch die Schuhe aus. Barfuß ist wie Urlaub.

Wir haben uns jetzt einen Fußballkicker angeschafft. Da kann man sich mal schnell abreagieren.

Ich sag mir jetzt häufiger, dass ich kein schlechtes Gewissen haben muss.

Ich genieße jetzt meine Schokolade.

Ich habe mir meine Blumen von Zuhause mitgebracht.

Ich nehme mir eine Zeitung mit, wenn ich eine Dame ins Bett bringe. Das Lesen hilft mir, ein paar Minuten bei ihr zu bleiben, damit sie nicht sofort aufsteht, wenn ich das Zimmer verlasse.

PS: Bei einer Besprechung im Altenheim sehe ich, dass eine Bewohnerin Geburtstag hat. Natürlich will ich meine Aufwartung machen und frage die Mitarbeiterinnen: »Ihr habt sicherlich schon gratuliert.« Die Antwort kommt zögerlich: »Nein, aber wir sind dabei, einen Standard für Geburtstagsfeiern zu entwickeln.« Wie? Ja, tatsächlich. Es gäbe hin und wieder Beschwerden oder man vergesse(!) schon mal einen Geburtstag und da habe man sich geeinigt, einen Standard festzulegen. In einem anderen Altenheim gebe ich die Episode zum Besten und hoffe, dass die Mitarbeiterinnen dort die Angelegenheit genauso wie ich als einen Witz betrachten würden. Sie konnten jedoch über meinen Bericht nicht lachen, denn sie hatten schon einen entsprechenden Standard. Darf man Menschen am Ende ihres Lebens mit festgelegten Regeln, mit standardisierten Ritualen begegnen? Nein, man darf es nicht. Pflegebedürftige alte Menschen sind auf andere Menschen angewiesen, die mit ihnen eine lebendige Beziehung eingehen. Was ist schlimm, wenn man Frau A. besonders liebevoll zum Geburtstag gratuliert und

Herrn B. eher sachlich? Die eine mag man eben mehr als den anderen und will das berechtigterweise zum Ausdruck bringen. Nur vergessen sollte man den Ehrentag nicht, aber dafür müsste doch ein Eintrag im Kalender reichen.

Wenn in dem allgemeinen Wahn, alles plan- und berechenbar zu machen und alles gegen Klagen abzusichern, auch noch die menschlichen Begegnungen einbezogen werden, dann geht der letzte Zauber, der das Leben spannend und aufregend macht, verloren und wir erstarren endgültig.

Vorwort zur ersten Auflage

Während meines Studiums erfuhr ich, und das war damals eine ziemlich neue Erkenntnis, dass alte Menschen lernfähig sind. Als hauptberuflicher Mitarbeiter einer Volkshochschule wollte ich meine frischen Erkenntnisse in die Tat umsetzen. Ich beschäftigte mich mit der Planung von Bildungsangeboten für alte Menschen und dachte dabei auch an Bewohner von Altenheimen.

1976 besuchte ich erstmals Pflegeheime, um meine Ideen vorzustellen. Man ließ mich gewähren, betrachtete aber meine Bemühungen eher als brotlose Kunst, als überflüssig und bisweilen sogar als gefährlich.

In der Altenpflege war ein pädagogisches oder sagen wir genauer geragogisches (pädos – der Knabe; geron – der Greis; agogik – lenken, leiten) Denken fremd. Die alten Menschen sollten betreut, versorgt und unterhalten werden. Die Vorstellung, dass Altern Entwicklung sei und die alten Menschen in ihrer Entwicklung begleitet und gefördert werden könnten, war noch unbekannt.

Mich faszinierten die Menschen mit Demenz, die ich in den Heimen erstmals kennen lernte. Es gab damals noch nicht viele dementiell veränderte Menschen in den Heimen. Von allen Bewohnern eines Heimes waren es vielleicht 5–10 %. Ich war bemüht, auch deren Entwicklung in eine andere Welt, weg von der Rationalität, zu begleiten. Dazu schien mir eine besondere Einstellung und Haltung der PflegerInnen notwendig. Sie sollten Menschen mit Demenz nicht nur als Kranke, als Patienten sehen, die man beaufsichtigen muss, sondern als Individuen mit speziellen Eigen-Sinnigkeiten. Genauso wichtig wie die Haltung der MitarbeiterInnen schien mir eine Umgebung, in der die Menschen sich entfalten konnten. In den vorhandenen Räumen eines Altenheimes störten die Menschen mit Demenz. Es fiel schwer, ihre neue Entwicklung zuzulassen oder gar zu begleiten. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert, denn es werden immer noch Heime wie Krankenhäuser

oder Hotels gebaut. Ich dachte an Biotope, in denen Ver-rücktheiten gedeihen könnten, Räume, die die Menschen mit Demenz und die Menschen, die sie begleiten, unterstützten.

Etwa 1990 bot mir das Evangelische Altenzentrum der Rheinischen Gesellschaft für Innere Mission und Hilfswerk GmbH die Möglichkeit, mit den MitarbeiterInnen das Haus neu zu gestalten. In der Zwischenzeit stellten die Menschen mit Demenz mit 60–70 % die Mehrheit der Bewohnerschaft. Man begann, nicht nur in diesem Heim, sondern in vielen Heimen, neue Konzepte zu entwickeln, die die besonderen Bedürfnisse dieser Menschen berücksichtigen sollten. In dem Evangelischen Altenzentrum und danach in einigen weiteren Häusern haben wir von Beginn an nicht nur auf das Wohl der Bewohner, sondern auch auf das der MitarbeiterInnen geschaut. Aus der häuslichen Pflege war mir bekannt, dass es in Familien mit dementiell veränderten Menschen immer zwei Kranke gibt: der Demente und der, der ihn versorgt. Warum sollte das in der stationären Altenpflege anders sein? Tatsächlich konnte ich damals und kann heute noch beobachten, wie die PflegerInnen mit der Aufgabe überfordert sind, die unterschiedlichen alten Menschen in den Mittelpunkt ihrer Bemühungen zu stellen. Diese Aufgabe ist, davon bin ich überzeugt, nur einigermaßen zu schaffen, wenn die Pflegenden in gleicher Weise für sich wie für die alten Menschen sorgen.

2000 habe ich beim Evangelischen Verband für Altenpflege im Rheinland ein Manuskript über meine Versuche, gemeinsam mit den MitarbeiterInnen Möglichkeiten der Selbstpflege und der Raumgestaltung zu erproben, unter dem Titel »Biotope und Schleusen im Meer der Ver-rücktheit« veröffentlicht. Der Springer-Verlag bot mir nun die Gelegenheit, meine Ideen und die Ergebnisse einem breiten Publikum vorzustellen. Ich habe das damalige Manuskript vollkommen überarbeitet und durch viele Beispiele aus der Praxis ergänzt.

In den langen Jahren meiner Zusammenarbeit mit AltenpflegerInnen habe ich festgestellt, dass sich Bilder sehr viel stärker einprägen und eher eine Änderung der Einstellung bewirken können als Theorien und Wissen. Ich habe deshalb bewusst auf wissenschaftliche Begründungen und Begriffe verzichtet und auf die Kraft von Bildern gesetzt: das Festland oder auch Normalien mit Festlandbewohnern und großen funktionierenden Erwachsenen, das Meer der Ver-rücktheit oder auch Buntland mit den Meeresbewohnern und den anderen Normalitäten.

Statt von Nähe und Distanz schreibe ich lieber über Rettungsboote, über Eintauchen und Auftauchen.

Die Bilder sind aus einem ethnologischen Blick entstanden. Ich habe nie als Altenpfleger gearbeitet. Ich bin also zu vergleichen mit einem Völkerkundler, der ein fernes, unbekanntes Land besucht, dort seltsame, fremde Sitten und Gebräuche entdeckt und diese zu verstehen versucht.

Als Reiseführer in das mir fremde Land der Altenpfleger hat mir das – den meisten wohl bekannte – Buch von Antoine de Saint-Exupéry geholfen: Der Kleine Prinz. In diesem Buch habe ich einige Passagen gefunden, die mir halfen AltenpflegerInnen zu verstehen. Ich habe mir erlaubt, diese Passagen, wenn sie passten, in meinen Text einzubauen.

Inhaltsverzeichnis

- 1 **Perspektivenwechsel**
- 3 **Kompromisse basteln**
- 7 **Es gibt nichts Schwierigeres als Beziehungen**
- 12 **Das Bild vom Festland der Normalität
und dem Meer der Ver-rücktheit**
- 18 **Zwischenbilanz**
- 21 **Überlebensstrategien in der häuslichen Pflege**
- 26 **Bewusste und unbewusste Rettungs- und Überlebensversuche**
- 31 In Langsamkeit ertrinken oder Die Suche nach dem
eigenen Rhythmus
- 35 Die Suche nach einem Ziel oder
Ohne Aussicht auf Land ist man verloren
- 36 Ratlos bei einem Menschen bleiben
- 37 Heillose Bemühungen oder Die Suche nach Tätigsein
- 40 **Mit Sprache kommt man nicht weiter**
- 49 Verführen statt überreden
- 52 **Überleben in Haus- und Wohngemeinschaften**
- 53 Passivitäten des täglichen Lebens
- 56 **In der Ruhe liegt die Kraft**
- 61 Nie tut man mehr, als wenn man nichts tut
- 63 Die Hände in den Schoß legen
- 64 Frau Held sucht ihr Gedächtnis
- 65 Frau Kannengießer will sich unterhalten
- 67 **Die Uhr bestimmt die Zeit**
- 71 Die hohe Kunst, ohne Aussicht auf Erfolg zu arbeiten
- 73 Zeit schenken, bis ein Eiswürfel geschmolzen ist
- 75 Eigen-Zeiten teilen und genießen

80	Schleusen zum Druckausgleich und zum Krafttanken
105	Was hilft bei Ekel?
108	Karin sammelt sich
109	Abwechselnd ein- und auftauchen
113	Gestaltungsspielräume
116	Gestaltungsmöglichkeiten in der häuslichen Pflege
118	Die Zeichen neu deuten
124	Das Trinkglas
127	Frau Hahnen backt Kuchen
130	Nacktheit verstört
133	In Buntland lebt es sich leichter
134	Die Aura eines Bewohners
136	Der Handlauf
138	Der Flur
139	Bewohnertreffs
140	Der Personalraum
141	Der Gemeinschafts- oder Speiseraum
142	Der Eingangsbereich
145	Trauertische
145	Personal- und Wohnertoiletten
147	Das Bad
148	Das Pflegebett
150	Der italienische Marktplatz
151	Der Außenbereich, der Garten
152	Die Haltestelle
152	Rückzugs- und Entspannungsräume
156	Eine Höhle für Frau Braun
159	Die Lust am zweckfreien Tun
165	Offene Fragen
171	Ausblick
175	Literaturhinweise
177	Sachverzeichnis

Perspektivenwechsel

MitarbeiterInnen in der Altenpflege behaupten gerne, sie würden alles für die ihnen anvertrauten Menschen tun, ja sie würden ihr Glück aus dem Wohlbefinden der alten Menschen beziehen.

Wenn es den alten Menschen gut geht, dann geht es mir auch gut, sagen viele. Ich halte gerne dagegen und behaupte: Wenn es den Pflegenden gut geht, dann geht es auch den alten Menschen gut.

In ihrer Ausschließlichkeit sind beide Behauptungen falsch. Aber manchmal lohnt es sich einen Kontrapunkt zu setzen, damit die Dinge wieder ins rechte Lot geraten.

Wer immer nur auf das Wohlbefinden der alten Menschen schaut, der überfordert sich leicht. Wer eigene Bedürfnisse zurückstellt, hat bald keine Kraft mehr. Wer den alten Menschen in den Mittelpunkt seiner Bemühungen stellt, merkt über kurz oder lang, dass ihm der alte Mensch genau dort im Wege steht.

Ein verklärtes Bild vom alten Menschen hilft im täglichen Umgang mit ihnen nicht weiter. Es ist nun mal so, dass die alten Menschen in der Pflege Energie, und manchmal mehr als man selbst besitzt, absaugen. Da ist es notwendig, dass die Pflegenden genauso achtsam, schonend und pfleglich mit sich wie mit den alten Menschen umgehen.

Wie immer, wenn Menschen eine Zeit zusammen verleben, muss ein Kompromiss ausgehandelt werden. Das ist in einer Pflegebeziehung nicht anders. Niemand kann in der Pflegebeziehung seine Wünsche ganz durchsetzen, aber keiner muss auf seine Bedürfnisse ganz verzichten. Beide, der Pflegende und der Pflegebedürftige sind gleichrangig. Mal muss der eine, mal der andere zurückstecken, ja sogar leiden, aber niemals auf Dauer und niemals einer alleine. Da der Mensch mit Demenz seine Bedürfnisse nicht benennen kann, fällt es dem Pflegenden zu, für beide zu sorgen, für sich und den alten Menschen.

Diese schlichte Erkenntnis ist für viele MitarbeiterInnen in der Altenpflege noch neu. Sie sind gewohnt, ausschließlich auf die alten Menschen zu sehen.

Es geht hier nicht um mich, sagen sie, gerade so, als spielten sie als Person keine Rolle.

Muss man sich da wundern, dass es in der Altenpflege vielfach unpersönlich zugeht?

Wer sich nicht pflegt, kann keinen anderen Menschen pflegen.

Wer sich nicht verwöhnt, kann keinen anderen Menschen verwöhnen.

Wer sich keine Zeit für sich nimmt, kann anderen keine Zeit schenken.

Wer sich nicht ernst nimmt, kann keinen anderen Menschen ernst nehmen.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, heißt es in der Bibel, und ich nehme an, dass dieser Satz auch für alle Gültigkeit besitzt, die alte Menschen pflegen.

Kompromisse basteln

Seit über dreißig Jahren gehe ich in Alten- und Pflegeheime, und in all den Jahren habe ich mit PflegerInnen überlegt, wie man Kompromisse im alltäglichen Umgang finden kann. Irgendwann haben wir es aufgegeben, Lösungen entwickeln zu wollen. Es gibt keine. Der Umgang mit Menschen, die von einem abhängig sind, ist eine unendliche Herausforderung, die sich nahezu täglich stellt. Die Kernfrage lautet: Wie kann ich einigermaßen anständig mit den alten Menschen und mit mir selbst umgehen?

Ideale von würdevoller Pflege, überfrachtete Pflegeromantik und ein traditionell geprägtes Berufsethos sind bei dieser Suche ebenso hinderlich wie standardisierte Vorstellungen von einem richtigen oder falschen Umgang.

Es geht immer um die konkrete Situation und den Einzelfall und die Frage, welches Verhalten in dieser Situation und in diesem Einzelfall angemessen sein könnte.

Dabei ist die Arbeitsweise des Ingenieurs, der nach den Prinzipien linear-planerischer Rationalität arbeitet, eher hinderlich. Gefordert ist vielmehr die sensible Anstrengung des mit konkreten Widerständen kämpfenden Bastlers, wie ihn der Soziologe Levi-Strauss beschrieben hat und wie er von Karlheinz A. Geissler in Bezug auf das Thema »Zeit Leben« bearbeitet wurde. Da die Figur des Bastlers bei meinen Bemühungen ein wichtiges Leitbild war, will ich Geissler wörtlich zitieren:

Levi-Strauss hat den Handlungstyp des Bastlers näher beschrieben. Damit keine Missverständnisse aufkommen: er unterscheidet sich grundsätzlich vom heute massenhaft vorkommenden Hobby-Heimwerker und dessen planmäßiger und hektischer Zielstrebigkeit.

Der Bastler ist in der Lage, eine große Anzahl verschiedenartigster Arbeiten auszuführen; doch im Unterschied zum Ingenieur macht er seine Arbeiten nicht davon abhängig, ob ihm die Rohstoffe oder

Werkzeuge erreichbar sind, die ja nach Projekt geplant und beschafft werden müssten: Die Welt seiner Mittel ist begrenzt, und die Regel seines Spiels besteht immer darin, jederzeit mit dem, was ihm zur Hand ist, auszukommen, d. h. mit einer stets begrenzten Auswahl an Werkzeugen und Materialien, die überdies noch heterogen sind, weil ihre Zusammensetzung in keinem Zusammenhang zu dem augenblicklichen Projekt steht, wie überhaupt zu keinem besonderen Projekt, sondern das zufällige Ergebnis aller sich bietenden Gelegenheiten ist, den Vorrat zu erneuern und zu bereichern oder ihn mit den Überbleibseln von früheren Konstruktionen oder Destruktionen zu versorgen. (...)

Am eigenen Glück kann man »basteln«, linear planen kann man es nicht. Der Bastler ist durchaus jemand, der auf ein Ziel zugeht, geradeaus, aber in Kurven. Er hat den Blick für Einzelteile und nicht die starre Orientierung, die nur mehr der Realisierung des Planes im Auge hat. Als Zaungast des Fortschrittes nimmt und gibt er sich aber auch die Freiheit, sein Ziel entsprechend seinen Mitteln und seinen sich entwickelnden Einsichten und Erfahrungen zu verändern. Ebenso hat er die Kraft, auf die eigenen schöpferischen Möglichkeiten bauend, etwas in der Schwebelage zu halten, sich einem nicht klar abgegrenzten Umfeld vager Vorstellungen und unscharfer Verhältnisse zu bewegen. So eröffnet dieses Handeln ohne absolut entschiedenen Horizont, ohne Vorausberechnung dem Bastler die Chance, mit dem Werden von Möglichkeiten zu rechnen. (Karlheinz A. Geissler: Zeit Leben, Weinheim 1985, S. 154f)

Auf den ersten Blick klingt die Ermunterung, sich wie ein Bastler zu verhalten, einfach. Die Umsetzung im Alltag setzt jedoch eine gewisse Lust, sich zu bilden, voraus. Bildung ist das ständige Bemühen, sich, seine Welt und die Beziehungen zwischen sich und seiner Welt zu verstehen. Bezogen auf Altenpflege bedeutet dies, dass Pflegende bereit sein sollten, sich selbst, die Menschen, die sie pflegen und den Rahmen, innerhalb dessen Pflege stattfindet, als auch die Beziehungen zwischen sich, den alten Menschen und dem Umfeld verstehen zu wollen. Das wiederum setzt die Bereitschaft voraus, zu sich selbst auf Distanz gehen, sich zurücknehmen und gewissermaßen von außen auf sich selbst sehen zu können. Man muss Handlungssicherheiten, in denen man

sich auskennt, Verbalstrategien, mit denen man das vertraute Handeln rechtfertigt, und Denkgewohnheiten, aus denen die eigene Identität abgeleitet wird, in Frage stellen und sich auf Neues einlassen können.

Das hört sich in der Theorie komplizierter an als es ist. In der Praxis bedeutet dies, dass man Gewissheiten und Sicherheiten zur Seite stellt, dass man neugierig ist, auf seine Fähigkeit, sich zu wundern und zu staunen, vertraut und sich zu neuem Denken verführen lässt.

Am leichtesten ließen sich MitarbeiterInnen zu neuem Denken verführen, wenn es mir erlaubt wurde, Pflegesituationen zu filmen. Die Videoaufnahmen habe ich den MitarbeiterInnen gezeigt und dann haben wir gemeinsam beschrieben, was wir sahen und überlegt, wie das Gesehene zu deuten sei und eben auch, was den Pflegenden helfen könnte. (Vgl.: Erich Schützendorf: Das Recht der Alten auf Eigensinn. Reinhardt Verlag, München 1996, S. 181f)

Wichtige Fragen für unsere Gespräche waren:

Warum machst du das, was du tust?

Wie erlebt der alte Herr, die alte Dame dein Tun?

Wie interpretierst du dein eigenes Verhalten und das des Bewohners?

Was hättest du dir in einer konkreten Situation gewünscht?

Was hättest du gern getan?

Welche Gedanken hattest du?

Welche Gefühle kamen bei dir hoch?

Mit welchen Fantasien hast du gespielt?

Wie konntest du das aushalten?

Was hätte dir geholfen?

Was hat dich gestört, geärgert?

Was macht dich wütend?

Was bringt dich zum Lachen?

Wie versuchst du dich auszugleichen?

In den vielen Jahren, in denen ich diese Methode eingesetzt habe, haben sich Pflegende viele neue Einsichten erarbeitet und – wenn alles glückte – in ihrer Arbeit beherzigt. Nicht alles, was sie sich vorgenommen hatten, wurde realisiert. Leider erzeugen neue Einsichten ein Gefühl von Unsicherheit und Abwehr, und dann ist die Versuchung groß, im Alltag auf Vertrautes zurückzugreifen, auch wenn es sich als unzulässig erwiesen hat. Manches gelang doch, und am ehesten waren es

die kleinen Änderungen in der Haltung und Einstellung, die einen gelungenen und anständigen Umgang in der Pflege wahrscheinlicher werden ließen.

Ich werde nun versuchen, die Gedanken, Überlegungen, Einsichten, die Gefühle, das Leiden, die Belastungen sowie die Hoffnungen und Änderungswünsche, die mir die vielen MitarbeiterInnen in der Altenpflege preisgegeben haben, wiederzugeben.

Viele Geschichten werden dem Leser aus seinem Pflegealltag bekannt vorkommen. Die Sichtweise auf die vielen kleinen Begebenheiten und die Art, wie sie interpretiert werden, dürften für manchen ungewohnt, überraschend, fremd und gewöhnungsbedürftig, aber, so hoffe ich, hilfreich sein.

Es gibt nichts Schwierigeres als Beziehungen

Viele, die in der Pflege tätig sind, wissen eigentlich, wie sie den alten Menschen gerecht werden können. Sie besitzen genug Einfühlungsvermögen, sie kennen Methoden des verstehenden Zuganges und sie haben sich mit Realitätsorientierung, Milieugestaltung, Validation, Biographiearbeit, basaler Stimulation, Kinästhetik, Snoezelen und vieles mehr beschäftigt. Sie sind voll von Wissen und Idealen.

Aber dann schaffen sie es doch nicht.

Es gibt andere Pflegerinnen und Pfleger, die das Wissen nicht haben, die aber zumindest spüren und erahnen, wie sie den Menschen gerecht werden könnten. Aber auch sie schaffen es meistens nicht, ihre eigenen Ansprüche von einem anständigen Umgang zu erfüllen.

Dann leiden sie an ihrer Unvollkommenheit und beginnen zu klagen, um sich nicht schämen zu müssen. Manche Pflegekraft sucht die Schuld für ihre Unvollkommenheit bei sich. Sie leiden so sehr, dass sie verzweifeln und den Beruf aufgeben. Die meisten geben der Pflegeversicherung, der Heimführung, der Personalknappheit, den unmotivierten Kollegen, den Angehörigen die Schuld, dass sie keine Zeit für das Wesentliche in der Altenpflege finden, nämlich für die ihnen anvertrauten Menschen da zu sein und für deren Wohlbefinden zu sorgen.

Altenpflege ist in erster Linie Beziehungsarbeit und nicht professionelle Anwendung von überprüfbaren Pflegetechniken. Permanent begegnet ein Pfleger einem anderen Menschen sehr nah und sehr intensiv. Und während er das tut, verlangt schon ein anderer Mensch nach ihm.

Beziehungen können einem das Leben schwer machen. Unglücklicherweise wird diese Tatsache, um die jeder weiß, in der Altenpflege oft übersehen.

Nach der Phase der ersten Verliebtheit, in der man die Leichtigkeit einer Beziehung genießt, merkt man schnell, dass sich Menschen in unvorhersehbarer Weise anziehen und abstoßen können. Ein und dieselbe Person kann einem den Morgen verzaubern und den Abend ver-

sauen. Kurz: Es gibt nichts Schwierigeres als Beziehungen. Und besonders schwierig, ja zum Teil unerträglich sind Beziehungen zu Menschen, denen man nicht aus dem Weg gehen, mit denen man sich nicht verständigen kann, die von Pflege, Versorgung und Begleitung abhängig sind, die nicht mehr nach den Regeln der Erwachsenen funktionieren, die man manchmal nicht vor Augen sehen kann, die man aber dennoch aus Verantwortung im Auge behalten muss und die zu allem Überfluss auch noch bestimmen wollen. Zu diesen Menschen gehören zum Beispiel kleine Kinder oder psychisch und dementiell veränderte alte Menschen. Jeder, der Kinder hat, weiß wie sehr man seine Kinder liebt, dass man sie aber auch bei Gelegenheit »an die Wand klatschen« könnte.

Mit alten pflegebedürftigen Menschen ergeht es den Pflegenden nicht anders.

Die Situation der Pflegenden erinnert mich oft an die Geschichte vom Kleinen Prinzen und seiner Blume, die eines Tages Wurzeln auf seinem Planeten schlägt (Kapitel VIII).

Man muss sich die Blume als eine alte, pflegebedürftige Dame vorstellen, die eines Tages in das Leben eines Pflegers tritt. Der Pfleger ist von dem Reiz der zerbrechlichen alten Dame gerührt. Er kann seine Bewunderung nicht mehr verhalten und nimmt sich vor, alles für die Dame zu tun, was in seinen Kräften steht.

Bei dem Kleinen Prinzen entfaltet die Blume ihre Blütenblätter eins nach dem anderen und ihre geheimnisvolle Toilette hatte Tage und Tage gedauert. Die Dame in der Altenpflege kann sich nicht entscheiden, was sie anziehen möchte. Soll sie den Rock mit Bluse anziehen? Die Pflegerin, die ganz für das alte Menschenkind da sein möchte, rät zu dieser Wahl. Aber Frau Rose überlegt, ob sie nicht doch das Kleid mit den Punkten anziehen soll. Die Pflegerin legt es ihr heraus. Da hat die liebenswürdige alte Dame plötzlich eine andere Idee. Wie wär's, fragt sie, wenn sie eine Hose mit Pullover anzöge? Oder doch den Rock mit Bluse? Oder ...

Wie der Kleine Prinz bei seiner Blume errät auch die Pflegerin bald, dass Frau Rose nicht allzu bescheiden ist, aber, sagen sich beide, die Blume beziehungsweise Frau Rose ist so rührend.

In der Geschichte von de Saint-Exupéry tischt die Blume dem Kleinen Prinzen direkt die nächste Forderung auf: *Ich glaube es ist Zeit zum Frühstück. Hätten Sie die Güte an mich zu denken?*